

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 71 (1991)
Heft: 6

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

Vom Werden eines Narren

Arnold Kübler und seine Oeppi-Romane

Eines kann man vom Zeichner, Kabarettisten und Schriftsteller Arnold Kübler nicht sagen: dass er seine Talente vergraben hätte. Versenkt aber hat er ein paar seiner Kunstwerke. So jedenfalls will es eine vielzitierte Anekdote, die so schön ist, dass sie ruhig wiederholt werden darf: Arnold Kübler mietet eines Tages ein Ruderboot, fährt auf den Zürichsee hinaus und versenkt an der tiefsten Stelle des Sees sein bildhauerisches Gesamtwerk. Die Radikalität, mit der sich der anekdotische Kübler von einem Stück Lebensgeschichte löst, um sich Neuem zuzuwenden, entspricht einem Wesenszug des realen Arnold Kübler. Bis ins hohe Alter hält er es mit der Devise: sich nicht festlegen lassen, offen bleiben für Neues, für Anderes. So quittiert er 1957 — er ist 67jährig — seinen Posten als Chefredaktor der Schweizer Monatsschrift «*Du*», die er gegründet und 16 Jahre lang erfolgreich geleitet hat. Er will wieder frei sein, tritt mit seinem Einmann-Kabarett in Zürich auf, zeichnet weiter, schreibt weiter an seinem grossen Entwicklungsroman, dessen vierter Band «*Oeppi der Narr*» 1964 herauskommt, unternimmt als 76jähriger seine legendäre Fussreise von Paris nach Basel, dokumentiert im 1967 erscheinenden «*Paris—Bâle à pied. Bericht und Zeichnungen von einer 500-km-Fussreise in 28 Tagen*». Auftritte, Publikationen, ein Wohnungswechsel von Zürich-Oerlikon ins Zürcher Niederdorf, Reisen nach Israel

und nach Sardinien zeugen von Küblers ungebrochener Vitalität bis ins neunte Lebensjahrzent hinein. 1983 stirbt er, nachdem es seit ein paar Jahren ruhig um ihn geworden ist, 93jährig in einem Zürcher Sanatorium.

Ein Bub vom Land

Arnold Küblers Leben könnte einem vorkommen wie ein Roman. Da wird im Jahr 1890 ein Bub geboren, auf dem Land, im zürcherischen Wiesendangen. Nach dem frühen Tod der Mutter, die ihm fehlen wird, kommt der begabte Schüler ans Gymnasium der nahen Stadt Winterthur, wo er die Matura macht, um anschliessend in Zürich mit einem Geologie-Studium zu beginnen. Auf einer Romreise lernt der junge Mann die Faszination durch die bildende Kunst kennen. In Berlin besucht er die «Bergakademie», um sich als Geologe im Bergbau ausbilden zu lassen. 1917 bricht er sein Studium ab und tritt ein Lehre beim Bildhauer Hans Markwalder an. Dann aber entscheidet er sich fürs Theater, reist nach Deutschland, um sich ein reines Bühnendeutsch anzueignen. Eine schwere Furunkelinfektion im Gesicht lässt einen Chirurgen zum Messer greifen; der junge Mann wird gerettet, aber sein Gesicht ist so zersäbelt und entstellt, dass er seine (ohnehin recht erfolglose) Karriere als Schauspieler aufgeben muss. Inzwischen ist der Vater gestorben, ein währschafter Fuhrhalter und Holz-

händler, dem der Sohn — so weiss es das Dorf — drei Jahzehnte lang nichts als das Geld durchgebracht hat. Schliesslich heiratet der 37jährige Kübler, in die Schweiz zurückgekehrt, die Schwedin Alva Jessen, die zwei Söhne in die Ehe mitbringt. Dann, 1928, kommt Küblers leibliche Tochter Ursula — spätere Lebensgefährtin des französischen Autors Boris Vian — zur Welt, und 1929 wird Kübler Leiter der *«Zürcher Illustrierten»*. Es scheint, als habe ihn das bürgerliche Leben wieder. Ein gutes Jahrzehnt lang leitet er, fürsorglicher Familienvater und Gatte, erfolgreich die Illustrierte, bei der er die Bildreportage einführt und so dem Bild, der Photografie ein ganz neues, eigenes Gewicht gibt. 1941 dann gründet er die Monatsschrift *«Du»*, die er — zusammen mit seinen Redaktionskollegen Walter Robert Corti, Emil Schulthess, Emil Birrer und Albert Bettex — zu einer der führenden Kulturzeitschriften Europas macht. Eine Traumkarriere: vom einfachen Landbuben zum angesehenen Chefredaktor, von Wiesendangen über Rom, Berlin, Dresden, Paris ins kulturelle Zentrum der Schweiz, nach Zürich.

Der Schriftsteller

Und doch gibt es neben diesem erfolgreichen A.K., der nach unsteten Wanderjahren endlich seinen Platz in der Gesellschaft gefunden hat, einen ganz anderen. Den trifft man frühmorgens im Zürcher Hauptbahnhof, im Buffet dritter Klasse. Dort sitzt er an seinem Stammplatz, betreut von der Servier Tochter Babette, die ihm pünktlich die Tinte bereitstellt, damit er an seinem grossen Romanwerk schreiben kann: an der Lebensgeschichte des Oeppi von Wasenwachs. In regelmässi-

gen Abständen erscheinen die umfangreichen Bände: *«Oeppi von Wasenwachs»* (1943), *«Oeppi der Student»* (1947), *«Oeppi und Eva»* (1951). Den Abschluss der Tetralogie bildet — mit grossem zeitlichen Abstand erst 1964 erscheinend — *«Oeppi der Narr»*. Dazwischen sind Geschichten erschienen sowie Bildbände mit Texten und Zeichnungen, etwa *«Zürich — erlebt, gezeichnet und erläutert»* (1960) oder *«Stätten und Städte — erlebt, gezeichnet und erläutert»* (1963). Sein Debut hat Kübler aber bereits 1934 gegeben mit dem Roman *«Der verhinderte Schauspieler»*, der bei Reclam in Leipzig erschien. Und schon 1922 hat man in Berlin sein Stück *«Schuster Aiolos»* uraufgeführt — nicht eben ein Erfolg bei den Kritikern, aber doch ein Schauspiel, das bis in die jüngste Zeit Aufführungen erlebt hat. Kurz: A.K. der Schriftsteller ist immer schon tätig gewesen neben A.K. dem Schauspieler, A.K. dem Chefredaktor, A.K. dem Kabarettisten und A.K. dem Zeichner. Nur ist dieser A.K., der Schriftsteller, bis heute vielleicht am wenigsten erkannt und gewürdigt worden. Dem Zeitschriftenmacher mit seinem *«Du»* und seiner *«Zürcher Illustrierten»*, die nicht nur auf dem Gebiet der Photo-reportage Pionierleistungen erbracht, sondern sich auch gegenüber Nazi-Deutschland so profiliert hat, dass sie jenseits des Rheins verboten wurde, ist ein Ehrenplatz in der Geschichte der Schweizer Publizistik gewiss. Der Kabarettist ist mit seinen Texten für das legendäre Cabaret *«Cornichon»* selbst ein Stück weit zur Legende geworden, ohne dass er viel dafür könnte. Und der Zeichner, noch im hohen Alter unterwegs, in freier Natur ebenso wie im Lesesaal der Zürcher Zentralbibliothek anzutreffen, hat sich vielen unaus-

löschlich in der Erinnerung eingeprägt. Aber der Romancier A. K. ist kaum auszumachen unter all den anderen A.K.'s. Dabei hat er einen der gewichtigsten Entwicklungsromane der Schweizer Literatur hinterlassen, lange vergriffen, nun verdienstvollerweise wieder aufgelegt, wieder zugänglich, wiederzulesen oder überhaupt zum erstenmal zur Kenntnis zu nehmen¹. Die Zeit scheint günstig dafür; denn mittlerweile haben wir nicht nur unsere «verkannten» Glauser, Inglis, Zollinger von neuem — und auch wirklich neu — gelesen, sondern bespielsweise auch das literarische Werk eines Otto Steiger endlich zur Kenntnis genommen, das in den fünfziger Jahren, zur Zeit des Kalten Krieges, bei einem massgeblichen Teil der Schweizer Feuilletonredaktionen in Ungnade gefallen war. Wir haben, mit zeitlichem Abstand, auch begriffen, dass nach dem Krieg die sprachliche und ideelle Innovationskraft eines Frisch und eines Dürrenmatt vieles andere überstrahlen und in den Schatten stellen musste, was dazumal geschrieben — und nicht schlecht geschrieben — wurde. Da musste es ein Arnold Kübler mit seinen Oeppi-Romanen schwer haben. Nur schon dieser in allen Buchtiteln auftauchende Name: «*Oeppi*» (den er freilich im fünften Band, an dem er bis ins hohe Alter noch geschrieben hat, durch ein lapi-dares «*K*» ersetzt — auf Drängen des Verlegers?). Darf so ein Romanheld heißen, der seinem Autor über die Deutschschweiz hinaus Erfolg bringen könnte? Zudem steht der Romancier Kübler noch ganz im Bann des grossen Vorbilds aus dem 19. Jahrhundert: des «*Grünen Heinrich*» von Gottfried Keller. Und da hat die deutschsprachige Literatur denn doch zuviele schwache Epigonen in dieser Tradition gesehen,

als dass sie einen guten Romancier hätte gebührend zur Kenntnis nehmen können, der zwar alles andere als ein Epigone ist, aber doch auch kein radikaler Neuerer der Romanform. Kurz: Die Gründe dafür, dass der Romancier Arnold Kübler bis heute kaum zur Kenntnis genommen wird, sind einleuchtend. Aber sind sie auch zwingend?

Oeppi oder Das Leben als Werden

Die vier Oeppi-Romane schildern Herkunft, Entwicklung und Lebensweg eines Vielbegabten, der als Oeppi Oeppenau im ländlichen Wasenwachs geboren wird. Von hier führt ihn der Weg ins Gymnasium nach Wittudaderdur (schweizerdeutsch für «willst du da hindurch») und in die Stadt Cheudra («*Kaue daran*»). Nach abgebrochenem Geologiestudium versucht sich Oeppi (schweizerdeutsch «*oepper*» bedeutet «*irgendeiner, irgend jemand*») als Schauspieler, fährt nach Deutschland, um ein gutes Deutsch zu lernen, scheitert . . . heiratet nach allerhand Liebeleien endlich seine Eva, die zwei Söhne mit in die Ehe bringt . . . kehrt zurück nach Cheudra und versucht sich beim Film, bis er bei einem Verlag vorstellig wird, wo ihn ein Herr Prinzipal zum Leiter der Zeitung «*Cheudra-Bilder*» macht. «*Der Verlag schloss den Anstellungsvertrag mit Oeppi ab. Von der Probezeit war nicht mehr die Rede. Das Zutrauen des gescheiten Unternehmers stärkte Oeppis Selbstvertrauen. Er trat die Arbeit an, seiner Sache im Grunde gewiss. Fast vierzig Jahre alt war er werdend geworden.*» Damit endet Küblers Oeppi-Tetralogie, die den Titelhelden dem Schnürchen nach an all jenen Stationen

vorbeiführt, die wir bereits aus Küblers Lebensweg kennen. Nur dass wir uns in der Dichtung Küblers, im Gegensatz zur äusserlichen Realität biographischer Fakten, jener inneren Wirklichkeit annähern, die uns den Helden und seine Entwicklungsgeschichte heute noch mit Interesse, ja Anteilnahme verfolgen lässt. Der allerletzte Satz der Romanreihe ist ein Schlüsselsatz zu dieser inneren Wirklichkeit, die uns Kübler vermittelt: *«Fast vierzig Jahre alt war er werdend geworden»*. In stiller Melancholie, mit Humor und bisweilen auch mit Ironie tritt uns der Autor entgegen, wenn er vom frühen Tod von Oeppis Mutter berichtet, vom etwas schwerfälligen Vater, der zwar nicht verstehen kann, was sein Sohn als Schauspieler und Künstler treiben will, der aber dennoch immer zu ihm hält und ihn auf seinem verschlungenen Weg unterstützt. Welche Gegensätze auch immer Oeppi schmerzlich zu spüren bekommt — zwischen Dorf und Stadt, zwischen Bauern und Bildungsbürgern, zwischen Heimat und Fremde — immer steht der Erzähler Kübler auf der Seite seines Helden, der (natürlich) ein Anti-Held ist. In ständigem Scheitern und ständigem Neuanfang scheint sich Oeppis Lebensweg als Student, als Liebhaber, als Schauspieler, als Sohn, als Teil einer Dorfgemeinschaft im Kreis zu bewegen. Er könnte ein tumbe Tor werden, der uns die Vergeblichkeit aller Existenz literarisch modellhaft vor Augen führt. Er könnte ein moderner Jedermann werden, der in all seinem Scheitern nur dazu dient, uns die Nichtigkeit unserer Existenz vor Augen zu führen. Statt dessen aber wird er — um es modern zu sagen — zu einem Hoffnungsträger. In Abbruch, Scheitern und Neuanfang steckt nicht einfach der Ausgangspunkt zu neuem

Scheitern, zu neuer Vergeblichkeit. Im Gegenteil: Oeppis Existenz erfüllt sich, so will es der Romancier Kübler, in vielen Existzen. In vielen kurzen Wegstrecken erfüllt sich die eine Strecke des Lebenswegs. Denn alles Sein ist nichts anderes als ständiges Werden. Alles, was ist, ist geworden. Und Oeppi ist, indem er ständig wird. Oeppi wird nicht einfach etwas — Schauspieler, Geologe, Familienvater, Zeichner —, Oeppi wird ständig nur Oeppi. Und das alles, was er werdend wird, macht ihn aus.

In seinem Oeppi und dessen Entwicklungsgeschichte setzt Kübler literarisch um, was in unserer Zeit zum programmatischen Gegensatzpaar geworden ist, an dem sich ganze Existzen zu definieren versuchen: Haben oder Sein. Oeppi ist nichts, was ihn materiell oder intellektuell zum Habenden macht: weder ist er wohlhabender Händler geworden, wie sein Vater, noch Professor, wie er sich einmal in der Jugend geträumt hat. Oeppi ist nichts geworden, was man vorzeigen, womit man Staat machen könnte. *«Fast vierzig Jahre alt war er werdend geworden»* — das ist alles, was sich am Schluss seines Lebensweges, soweit ihn die Romantetralogie schildert, von ihm sagen lässt. Das ist wenig — vierzig Jahre alt wird schliesslich bald einmal einer. Und ist doch viel; denn Oeppi ist nicht einfach *«geworden»*, sondern er ist *«werdend geworden»*. Alles Sein ist Werden, wenn es wirklich offenes, lebendiges Sein ist und nicht statisches, verknöchertes im Sinne des materialistischen Habens.

Oeppi also, der werdend wird, dessen Leben sich aus lauter Fragmenten einer Existenz zusammenfügt, aus lauter Entwürfen, ist eine höchst moderne Romanfigur. Er ist aber dennoch kein Held. Denn er leidet immer wieder

unter seiner Unstetigkeit. «*Flucht! Niemand schüttelte ihn: Oeppi, erwache! Wenn er nur brechen, sich trennen, sich lossagen, weggehen konnte.*» Aber Kübler gibt seinem Oeppi die einzigartige Chance, dass sich jemand findet, der ihn nimmt, wie er ist, ihn um seinetwillen liebt: Eva. Sie ist es, die ihn auch zum Erzähler, zum Schriftsteller macht, indem sie ihm zuhört, seine Lebensgeschichte mit allem Scheitern und Neubeginn annimmt. An Evas Seite «*tut sich auf*», was Oeppi mit seiner Sprache bewirken kann: «*Es ging nicht darum, Gedanken zum Vergleiche mit andern Gedanken zu haben, sondern ging darum, zu wissen, was man zuletzt selber wäre.*» Erzählen wird zur Selbstbeggnung, zur Selbstfindung im andern, im Du, das einem zuhört.

So mag auch Kübler, zu einem Teil wenigstens, in der Sprache, im Wort eine zweite Heimat gefunden haben als Romancier. Vielleicht ist es ihm ähnlich ergangen wie seinem Oeppi, der sich zunehmend vom Heimatdorf Wasenwachs entfremdet, auch wenn er immer wieder einmal zurückzukehren versucht: «*So war's mit allem. Die Heimat war unerträglich. Sie beleidigte mit jedem Wort sein Ohr. Sie gab mit jedem Gespräch ihre Missachtung für das kund, was er erstrebte. Nichts ging ihr übers Helvetische. Wer rein sprach, war fremd. Die mochten das Schönerre nicht leiden, wer dem Vollkommenen nachhing, schloss sich aus ihrer Gemeinschaft aus.*» Eine bittere Erfahrung, die Oeppi als Heimkehrer machen muss. Aber auch eine befreiende Erfahrung: «*Ohne Heimat sein, hiess frei sein.*» Auch dies eine moderne Seite des Romans: Heimat ist nicht mehr einfach da, wo ich daheim bin, sondern Heimat ist dort, wo ich mich heimisch fühle, weil ich akzeptiert werde, wie ich bin.

Spätestens an dieser Stelle bietet sich ein kühner Bogen an, zu schlagen von Arnold Kübler zu Max Frisch. Wie Frisch, so stellt Arnold Kübler den hergebrachten Heimatbegriff in Frage, schafft einen entfremdeten Helden, dessen Existenz im stets wechselnden Entwurf gefangen bleibt und sich höchstens erfüllt, wenn ein liebendes Du den Werdenden ganz anzunehmen vermag. Ihn selber, nicht ein Bild vom Gewordenen gilt es zu akzeptieren. Natürlich hat Frisch den Ansatz weit radikaler umgesetzt in seinem Lebenswerk, sowohl ideell als auch literarisch. Dennoch: Arnold Küblers Oeppi-Romane gehören zu den grossen Werken der Schweizer Literatur unseres Jahrhunderts. Sie setzen eine Tradition fort, weisen aber bereits voraus auf das, was in den fünfziger und sechziger Jahren etwa in Romanen Otto F. Walters, Otto Steigers oder Adolf Muschgs Gestalt annehmen wird: Die Existenz, die feste Brücken hinter sich abreissst, um vorwärts zu gehen, ins Ungewisse, wo einer nicht einfach sein wird, was er schon «ist», sondern erst werden muss, was er sein könnte. Dass der lebenslang Werdende den Arrivierten, die schon alles sind und haben, als Narr gilt, hat sich seit Oeppis Zeiten nicht geändert. Arnold Küblers Romane aber — wie auch sein eigenes Leben — bestärken uns in der Ahnung, dass die Freiheit eines solchen Narren ausserordentlich produktiv sein kann. Wir sollten sie entsprechend ernst nehmen und, wenn nötig, auch verteidigen — nicht nur in der Literatur.

Hardy Ruoss

¹ Arnold Kübler: Oeppi von Wasenwachs, Oeppi der Student, Oeppi und Eva, Oeppi der Narr. Alle erschienen im Limmat Verlag, Zürich (einmalige Sonderausgabe, gebunden, zusammen über 1600 Seiten).

Mühsame Suche...

Otto F. Walter: «Auf der Suche nach einer Anderen Schweiz»¹

Die Schrift, die zum Jubiläumsjahr der Eidgenossenschaft aus vier Aufsätzen Otto F. Walters zusammengestellt wurde, bringt seine «*Rede an uns, die Kulturschaffenden*» vom letzten November, einen «*Brief an einen Aktivdienst-Veteranen*» vom September 1989, «*Macht und Ohnmacht in der Schweiz*», einen Aufsatz aus dem Jahre 1984, und als letztes Produkt «*Vom Nationalgefühl, mit kurzem Ausflug nach Europa*», geschrieben im Oktober 1990.

Weil einiges nicht mehr neu und auch das Neuere dem Zeitgenossen unserer literarischen Staats- und Gesellschaftskritiker wohlbekannt erscheint, will sich beim ersten Durchblättern leicht die Langeweile des *déjà-vu* einstellen. Aber vielleicht wäre das doch ein unangemessenes Gefühl. Wer ist schliesslich so satt, die Einladung zur Suche nach der «*Anderen Schweiz*» einfach auszuschlagen? Und wenn es denn ein Unternehmen mit dem Vehikel der Satire wäre.

Denn die Lektüre lässt vorerst Satirisches erwarten. Und Satire wäre der Kritik, die Walter vortragen möchte, wohl eine passende Form. Nun sind die Rede an die Kulturschaffenden und die Abrechnung über Macht und Ohnmacht zwar Rundumschlagsgewitter gegen die versammelten Übelstände des Landes; aber ihre Blitze schlagen eigentlich nirgends ein. So sind die Aufsätze keine Satiren geworden, sondern einfach Klagen die Menge und dazu alle gleich herb. Eine Lamentation, die allenfalls trübe Stimmung schafft, aber selten Zorn erweckt.

Einzelne Sequenzen freilich sind schon zu hinterfragen. Auf der Anklagebank findet sich immer wieder die freie Marktwirtschaft, die angeblich «*die liberale Demokratie besiegt*», weshalb denn auch die Herzen der Volksmehrheit «*süchtig nach Ersatzleben im Konsum*» seien. Das sind nicht ungefährliche Gedankengänge, weil sie zu vermutlich unerwünschten Schlüssen verleiten können. Wäre die «*Andere Schweiz*» allenfalls in Gegenden zu suchen, wo das Übel der Marktwirtschaft noch immer als «*überwunden*» gelten kann? Oder sind «*die Herzen der Volksmehrheit*» einfach nicht fähig, den Konsum des Wohlstands zu ertragen? Das wäre eine harte Frage. Mutige und weise Leute haben sie seit Sokrates immer wieder gestellt und bejaht. Walter möchte aber so deutlich auch wieder nicht werden. Jemand könnte ja argwöhnen, der Autor möchte «*ein anderes Volk wählen*» — und dann liesse Bertolt Brecht grüssen.

Walter will ohnehin bei allem Lamentieren immer wieder so weit denn doch nicht gehen. Er behauptet zwar, in dieser Demokratie bewege sich überhaupt nichts, wenn «*die Machthaber*» es nicht wollten. Sogleich aber flieht er ein kleines Lob der direkten Demokratie ein, die er nicht preisgeben möchte. Aber gleichwohl: die «*entfesselte Marktwirtschaft wird weitersiegen, ... bis auch das letzte querschädliche Buch ... vom schnittigen Angebot der Kulturindustrie vernichtet sein wird*». Nur, wer verpflichtet denn die Kulturschaffenden, «*auf das grosse Einerlei der Kulturindustrie gesponsert hereinzu-*

fallen»? In der «Anderen Schweiz» — der Begriff «musste in seiner vagen Offenheit gefunden werden» (sic!) — hätte man als Kulturschaffender wohl auch solcher Versuchung zu widerstehen. Denn man würde die «Freiheit zu forschen und zu lehren» und wohl auch zu schriftstellern nicht nur soweit nutzen wollen, als das «Weltbild den Vorstellungen der Kantonsregierung entspricht». Genug der Widersprüche, die wohlfeil, aber nicht immer wohlbedacht einem Publikum vorgesetzt werden, in dem es viele geben mag, die niemandem unkritischer Beifall spenden als den Kritikern unseres Staates. Und die Kantonsregierung, von der sich auch der Autor seit Jahrzehnten mit satten Summen sponsern liess, obwohl er sein Weltbild jeweilen fast zwanghaft auf möglichster Gegenposition der Regierung aufbaute, wird sich vielleicht auch durch solche Derbheiten nicht von ihrem milden Demokratieverständnis abbringen lassen.

Dass die «Andere Schweiz» eine Schweiz ohne Armee sein würde, ist, wen wundert's, das einzige konkret vorgebrachte Petitor, das unser Staat der Zukunft erfüllen soll. Das neue Europa, wie es zur Zeit zu wachsen scheint, wäre indessen für Walter wieder höchst unerwünscht, weil es ein von dunklen Wirtschaftsmächten beherrschtes Herrenhaus wäre und nicht das «Andere Europa», das von all den genügend Oppositionellen von der «Anderen Schweiz» aus tatkräftig zu fördern ist. Am Ende der Lektüre will sich die Frage aufdrängen, ob nicht der gescheite Rechtsglehrte Gerhard Schmid recht habe, von dem kürzlich der Satz zu lesen war: «Der Weg von der Freizeit- zur Liebeskummerpolitik scheint wenigstens in grundsätzlicher Hinsicht nicht undenkbar.»

Alfred Wyser

¹ Otto F. Walter, Auf der Suche nach einer Anderen Schweiz. edition kürz, Küsnacht/Zürich 1991.

Eine diskreditierte Utopie

Zu Hans Mayer: «Der Turm von Babel»

Als Hans Mayer im Sommer 1990 — die heftigen Attacken gegen Christa Wolf waren gerade abgeritten — gesprächsweise ankündigte, nun werde er doch noch ein Buch schreiben, und zwar über die DDR und ihre Literatur und gegen die modische Anprangerei ihrer wichtigsten Schriftsteller, und hinzufügte, das werde eine Abrechnung werden auch mit «dem Herrn aus Frankfurt» (gemeint war nicht Frank

Schirrmacher, sondern dessen Vorgänger im Amt des FAZ-Literaturchefs, Marcel Reich-Ranicki), da sagte er auch noch, und es klang trotzig: Und ich werde das Buch meinem alten Freund Stephan Hermlin widmen.

Nun ist das Buch erschienen, weniger als ein halbes Jahr danach. Es heisst etwas pathetisch «Der Turm von Babel» und im Untertitel, etwas abgeklärt, «Erinnerung an eine Deutsche Demo-

kratische Republik». Tatsächlich ist es Stephan Hermlin gewidmet — das ist aber auch das einzige, was von Hans Mayers, wie gesagt gesprächsweiser, Ankündigung geblieben ist; denn der Name Reich-Ranickis taucht im gesamten Buch nicht auf, und von Literatur ist auch nur begrenzt die Rede. Von «*Abrechnung*» kann schon gar keine Rede sein. Im Gegenteil, schon der Untertitel signalisiert es. Wenn man ihn so vor sich hin liest: «*Erinnerung an eine Deutsche Demokratische Republik*», dann klingt das nostalgisch und so, als habe dieser Staat nicht nur so geheissen, sondern sei dies alles, was in seinem Titel stand, auch gewesen: demokratisch und eine Republik.

Hans Mayer lässt natürlich keinen Zweifel daran, dass dem nicht so gewesen ist. Freilich argumentiert er fast nie strukturell, sondern meist personenbezogen. Und da Mayer Gott und die Welt kennt und von dieser Kenntnis gern Mitteilung macht, gerät er aus dem Erzählen häufig ins blosse Plaudern und bläht persönliche Begegnungen als Einschätzungen so auf, dass man — nimmt man Mayers Erzählgestus ernst — die historischen Minuten, an denen Mayer jeweils beteiligt war, für zentrale historische Stunden halten könnte. Vor allem endete Hans Mayers unmittelbare Zeitgenossenschaft als DDR-Bürger bereits 1963, und die ganze DDR hat danach immerhin noch fast 27 Jahre weiterexistiert. Was auch ein Grund dafür sein mag, dass Mayer als den einzigen wirklichen Übeltäter, der die DDR zugrunde gerichtet hat oder zumindest ihre reformierbare Entwicklung schon früh und prinzipiell verhinderte, Walter Ulbricht erkennt. Daran mag durchaus etwas sein —, ob aber nicht gerade auch die nach Ulrichs Rücktritt und Honeckers Machtüber-

nahme 1971 hypertrophierende Wirtschafts-Politik mit ihrem absolut rücksichtslosen Staatskapitalismus, der in seiner devisenversessenen Ausbeutungsmentalität weder auf die Menschen noch auf die Natur je Rücksicht nahm, die DDR letztlich in den Ruin getrieben hat — moralisch, politisch, wirtschaftlich —, das wird bei Mayer nicht einmal angedacht.

Sollte es wohl auch nicht. Gehe ich also von falschen Voraussetzungen aus, wenn ich so über dieses Buch spreche? Sollte ich mich eher an die Leseanweisung halten, die der Klappentext verkündet: «*Dies ist ein Erinnerungsbuch, kein wissenschaftlicher Beitrag zur Zeitgeschichte. Es ist ein Erlebnisbericht am Abend eines Daseins und bei der Rückschau auf ein politisches Gebilde, das man entstehen und vergehen sah.*»

Entstehen — ja: Was Hans Mayer da von seinen Begegnungen und Teilnahmen am Aufbau der DDR erzählt, seine Porträts von Grotewohl und Pieck, von Becher, von Ulbricht und seinen Handlangern, Kurella und Hager und Konsorten, das liest sich durchaus einfühlsam, verständnisheischend oder unversöhnlich, je nachdem. Doch irgendwie kommt einem das alles bekannt vor — sieht man von ein paar persönlichen Erlebnissen Mayers ab —, und etwas zu abgeklärt, zu sehr in nostalgischer Atmosphäre, ganz wie der Titel. Ich habe mir deshalb noch einmal das schon Ende der fünfziger Jahre erschienene dickeleibige «*Deutsche Tagebuch*» von Alfred Kantorowicz vorgenommen (preiswert zu erstehen im Guhl-Verlag, Berlin). Kantorowicz hatte die DDR schon 1957 verlassen, nach den skandalösen Prozessen gegen Janka, Harich, Just, Loest und andere. Auch dieses «*Deutsche Tagebuch*» ist ja Erlebnisbericht, freilich viel näher an

der Zeit, unmittelbar. Doch auch nach dreissig Jahren liest man es mit mehr Gewinn als Mayers neues Buch, es ist viel aufschlussreicher als die Erzählungen Mayers, der ja die Konsequenzen kennt; schon damals vermittelte es tiefere Einblicke in die Mechanismen des kulturpolitischen Systems mit ihren absehbaren Folgen, charakterisierte die Personen schärfer, zeigte deshalb auch die Gründe der Misere in klareren Konturen und war, wofür der Grund das unmittelbar erlittene Schicksal des Tagebuchschreibers ist, unerbittlicher, auch gegen ihn selbst.

Das Vergehen der DDR wird von Hans Mayer nicht beschrieben, allenfalls literarisch memoriert an Hand von Christoph Heins Stück *«Die Ritter der Tafelrunde»*, das in den Sterbenstagen der DDR als Schlüsselstück übers abgetakelte Politbüro der SED genommen wurde. In Mayers Schluss-Kapitel, das den Titel von Heins Stück trägt, findet sich dieser bemerkenswerte Absatz: *«Auch die Deutsche Demokratische Republik ist eine Utopie gewesen. Über eine solche These wird gelacht werden, doch wäre das ein ‹dummes Lachen›... Vierzig Jahre lang wurde in den fünf deutschen Ländern nicht bloss unterdrückt, bestraft, hochmütig belehrt, sondern auch gehofft, gewartet, die Vernunft und die Menschlichkeit geplant: für Frauen, für Kinder, alte Leute, für Arme und Unwissende. Es erwies sich, wie die Juristen inzwischen festgestellt haben, als ein untauglicher Versuch mit untauglichen Mitteln». Trotzdem kein Grund zum Gelächter. Erst recht nicht zu einer hochnässigen neuen Besserwisserei.»*

Nein, in der Tat, Gelächter ist nicht angebracht, sondern Trauer über einen hochverehrten alten Mann, der statt der Abrechnung mit den flinken westdeut-

schen Abrechnern solch fahrlässiges Gerede zu Papier bringt — als hätten sich Hoffnungen und Warten in der DDR nicht *vor allem* eben auf die Abschaffung jener Unterdrückungen, Bestrafungen und hochmütigen Belehrungen gerichtet. Die Kinderhorte hat der Ex-DDR-Schriftsteller Wolfgang Hegewald, der weiss, wovon er redet, einmal als paramilitärische Veranstaltungen bezeichnet; wie hilflose alte Menschen in verwahrlosten «Heimen» untergebracht waren, hat man gesehen; wie die Unwissenden belehrt wurden, weiss man — nein, solch nostalgische Nachbetrachtung wird den Menschen und ihrer Existenz in der DDR nicht gerecht. Das ist der Blick vom Schreibtisch, aus weiter Ferne, da war Hans Mayer nicht dabei.

Vielleicht verwechselt er auch etwas, wenn er schreibt: *«Es gibt jetzt bereits, da alles zu Ende ging, eine gar nicht besonders geheime ‹Sehnsucht nach der DDR›. Sie wird sich verstärken.»* Wird Hans Mayers doch sonst so präsenter Sinn für Analyse möglicherweise getrübt durch die unsägliche Art, wie die politische Macht in der alten Bundesrepublik nach dem 3. Oktober und gar nach dem 2. Dezember 1990 mit den schon wieder ohnmächtigen Menschen in der alten DDR umgeht? Da gäbe es freilich einiges anzumerken, und man möchte wohl rot werden — vor Scham. Doch die miese und unfähige und, ja auch dies: menschenverachtende Politik hier rechtfertigt nicht noch nachträglich, und auch nicht im vielleicht missverständlichen Ansatz, die unfähige und miese und menschenverachtende Politik «drüben». *«Turm von Babel»* — ja, aber der war nie eine Utopie, sondern stets das mythische Symbol für eine hybride Anmassung. Wer ihn zur *misslungenen Utopie*

erklärt, diskreditiert die wirklich humane Utopie durch die Art, wie er sie, möglicherweise, retten will.

Heinz Ludwig Arnold

¹ Hans Mayer, *Der Turm von Babel*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1991.

Erinnerung an Francis Ponge

Im April 1950 verbrachte Francis Ponge zwei Wochen in einem Bauernhaus des französischen Nordwestens. Hier ist noch Vorfrühling, Anfangszeit, und da unternimmt er den Versuch, diesen Zustand schreibend zu ergründen. Von Tag zu Tag bringt er Notizen zu Papier und datiert sie. Das liegt nur eine Nuance näher beim Tagebuch als andere Texte; immer schon hatte er seine Aufzeichnungen — zur Seife, zur Feige, dem Pinienwald usf. — datiert; hatte auch dem ersten Eindruck seine Geltung gelassen, da er das Schreiben als Prozess auffasste, als Weg, auf dem die Gegenstände sich sukzessive zu erkennen geben. Nur Vollendetes müsste kein Datum tragen, meinte er.

Die Aufzeichnungen überschreibt er mit *«Nioque de l'avant-printemps»*, dabei handelt es sich um ein selbstgefundenes Wort, das zurückgehe auf eine griechische Wurzel mit der Bedeutung *«Erkenntnis»*; und das ist schon echtester Ponge: er will nichts wissen von einer romantischen Sehnsucht nach *«unschuldigen»* Wörtern; er benötigt solche, die eine historische Tiefe und Erinnerungsdichte mitbringen, wie sie der Dichte auch der Gegenstände entspricht¹.

Zu reden gibt hier die atlantische Witterung, der heftige Wind, die Regengüsse und ähnliches. Wer jedoch im Zusammenhang mit dieser Atlantik-

landschaft etwas Grossartiges, Gewaltiges verbindet, kommt nicht auf die Rechnung. Für Ponge ist sie *«ganz von Wasser bespült, stets unterm polaren Putztuch, dem atlantischen Scheuerlappen»*, und das ist eine typische Vision, wohl aus dem Verlangen entsprungen, das gängige, in unserer Vorstellung hafende Poetische oder Pathetische durch das betont Hausbackene neckisch durchzustreichen: etwas was dem Autor nicht nur Lob einbrachte. Auch mit der dem Frühling entgegendorrenden Erde verbindet sich ein entsprechendes Bild, wenn sie wiederholt als Gitterleinen gesehen wird, auf welchem allmählich bunte Stickereien in Erscheinung treten.

Zwischendurch wendet Ponge sich dem Hausinneren zu, den Büchern, die er vorfindet, den Schreibplänen für die nahe Zukunft. Dann wieder die Umgebung: zauberhaft sind die Sätze zu den Birnbäumen, deren schwarzes, sperriges Holz es ihm angetan hat, und deren Äste sich im Obstgarten *«einschreiben»* unter anderem mit einer unregelmässigen, knotigen, gewundenen und zitterigen Schreibweise. Oder auch das Fest der Blüten, deren Dolden immer wieder anders erscheinen vom adjektivischen Beschreiben bis zum eigentlich bildhaften Szenarium.

Einmal steigt die Erinnerung an die KP auf, der Ponge eine zeitlang ange-

hörte; eine wesentliche Begebenheit in seinem Leben, hatte er doch sein Schreiben immer auch als ein politisches, gegen die Entfremdung von Mensch und Welt gerichtetes Tun aufgefasst. Dazu gehörte sein betonter Materialismus, der *«Primat, den man dem Material, dem Gegenstand, den daraus hervorgehenden unerhörten Qualitäten verleiht»* und mit dem er sich rabiat gegen Romantik wie Klassizismus wehrte.

Hieraus ergibt sich auch die paradoxe Spannung seiner Dichtung sowie deren köstliche leise Ironie: er erkennt, dass die Natur *«ohne Gefühl»*, die Dinge ohne Bezug zum Menschen und ohne Seele sind; aber *«das bessere Wissen des Herzens»* sieht es anders, für dieses möchte die ganze stumme Natur reden, ihre innere Befindlichkeit kundtun, und diese stumme Insistenz gilt es in Wörter zu übersetzen, die so lauten, als kämen sie eben aus dieser Innerlichkeit selbst.

Wie in fast allen Ponge-Texten werden damit auch diese Wörter zu einem zentralen Thema, das Nachdenken über die Sprache, über das Erkennen anhand von Sprache. Dies freilich selten in theoretischen Digressionen, viel mehr praxisbezogen als ein Moment im Erfassen des Objekts; *«Das Wort ‚gewiss‘ drückt recht gut diese bestätigten Teile des Birnbaums aus.»* Seltener dann doch etwas Grundsätzliches, etwa, wenn wir lesen, *«Dem, der sich nicht zufrieden gibt mit Bildern, Metaphern, Symbolen, ist's natürlich, dass nur unvollständige Ideen kommen... Nicht so sehr durch die Unfähigkeit des Subjektes (des Autors), als durch einen Widerstand (.) des Objekts (und also durch einen Skrupel des Subjekts).»*

Weil eben die Ideen *«unvollständig»* sind, weil sie gehemmt werden durch

den Gegendruck der Dinge, muss die Annäherung wieder und wieder versucht werden; und diese Varianten schreiten nicht fort auf eine Vollendung hin, sie gehören zusammen als Zeugnisse eines Versuchs, den Gegenstand zu erschaffen und gerade auch durch die Vielzahl etwas von seiner Dichte, seinem Volumen und seiner Mehrschichtigkeit zu vermitteln.

Dass dann aus der Feder dieses geduldigen, gewissenhaften Arbeiters jene Schreiber, die es sich leicht machen, ihren spöttischen Seitenhieb bekommen, ist ihm gewiss nicht zu verargen: jene die *«vollkommene Ideen empfangen und sie illico aufschreiben»*. Ihnen, so meint er höhnisch, *«müssten ganz wundersame Genugtuungen zuteil werden»* — *«Ach! sie dürfen niemals unglücklich sein.»*

So haben wir es im ganzen mit einem sehr typischen Ponge-Text zu tun und damit auch einem nahezu unübersetzbaren. Wie, beispielsweise, soll man die Wörter wiedergeben, die der Dichter auf der Basis des Latein oder Altfranzösisch in der Absicht, die Zeittiefe der Sprache mitzuschreiben, wählt? Wie die Vokabeln, in denen verschiedene Bedeutungen gespeichert sind, die simultan erfasst werden wollen und die er so besonders liebt? Oder auch jene, die allein schon durch lautliche Assoziationsmöglichkeiten mehrfache Verweise ergeben? Kleine Sprachelemente, die hier jedoch von zentraler Bedeutung sind.

Trotzdem wurde der Autor öfters, mehr oder weniger erfolgreich, ins Deutsche übertragen; und dass sich nun Felix Philipp Ingold dieses *«Vorfrühlings»* annahm, ist eine Glücksfall². Er beschäftigt sich seit Jahren mit Ponge, der ja auch in verschiedener Hinsicht seinem eigenen Schreibanliegen nahe-

steht. Ungeachtet der Schwierigkeiten, von denen er einige einleitend selber bedenkt, gelingt es ihm, einen dem Autor analogen Ton zu finden. Dies nicht zuletzt durch einen verblüffend reichen Wortschatz und die Erfindung suggestiver Sprachrhythmen.

Im einzelnen überzeugt er immer wieder durch seine phantasievollen Einfälle. Da ergibt zum Beispiel der Satz *«Les animaux sont de ces nœds détachés, épars, vagabonds»* im Deutschen: *«Die Tiere sind von diesen Bänden entbunden, sind zerstreut, Vagabunden»*, und das trägt nicht nur durch seinen Rhythmus, es erfindet auch eine neue bei Ponge fehlende Beziehung, indem es durch das *«entbunden»* dem Fremdwort Vagabunden eine deutsche Etymologie unterstellt. So wird etwas von dem anderorts nicht übertragbaren assoziativen Mehrwert gleichsam aufgeholt. Später wird Ponges *«A la pelle, en raclant le gravier»* zu *«Auf der Schippe beim Schrappen des Kieses»*. *«Schrappen»* ist ein schon fast vergessenes Wort, das Ingold erst noch verfremdet durch die veraltete Schreibweise, so

gelingt es ihm, eines jener Tiefenwörter einzuführen, wie Ponge sie liebt, und zugleich macht er etwas von der kratzigen Sprache dieses Kieses hörbar.

Besonders vergnüglich tönt eine Stelle zu den Birnbäumen. *«Ah! branchettes, baguettes, ramelettes, vergettes, vous foliolez, feuillissez.»* Wie kann man diesen tändelnden Verben, deren Spiel durch lautliche Entsprechungen noch unterstrichen wird, auch nur annähernd wiedergeben? Nun dem Übersetzer gelingt es: *«Ah! Ästchen, Stengelchen, Zweiglein, Ruten, ihr blättert, laubelt.»*

Die Liste liesse sich fortsetzen; auch vermöchte man ganz vereinzelt Stellen anzuführen, deren Übertragung man sich auch anders denken könnte. Aber was soll's. Vor allem ist zu danken dafür, dass Ingold uns den schon fast vergessenen grossen Dichter auf so hervorragende Weise in Erinnerung ruft.

Gerda Zeltner

¹ Francis Ponge, Nioque de l'avant-prin-
temps, Gallimard, Paris 1983. — ² Francis
Ponge, Gnoske des Vorfrühlings, deutsch
von Felix Philipp Ingold, Erker-Verlag,
St. Gallen 1990.

Porträt eines Meeres

Fernand Braudels drei Bände über die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.

I.

Welches der Gegenstand der Geschichte sei, haben die Historiker seit je dingfest gemacht in dem, was gewesen ist. Der Nachwelt zu erzählen, wie es vordem war, damit es überliefert und nicht vergessen werde, ist das Ziel der Geschichtsschreibung. Einer der

ersten Sätze in Herodots *«Historien»* besagt, der Leser müsse erfahren, warum Griechen und Barbaren gegeneinander Krieg geführt hätten. Sind demnach die drei Bände über *«Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.»* von Fernand Braudel, soeben in deutscher Übersetzung von Grete Osterwald und Günter Seib

in prachtvoller Ausstattung erschienen, gar kein Geschichtswerk?¹ Zwar wird da eine Epoche, das 16. Jahrhundert, als Zeitraum genannt, auf den sich beziehen soll, was auf den insgesamt 1800 Seiten beschrieben und erzählt wird. Aber man denkt trotzdem eher noch an den Dramatiker, der das *«Portrait eines Planeten»* auf die Bühne bringen wollte, als an Herodot, bei Braudel also an einen Historiographen, der ein Meer porträtiert. Braudels Ziel jedenfalls ist nicht Ereignisgeschichte, sondern die Beschreibung einer Wesenheit, eines Raumes und der Lebensbedingungen, die er vorzuweisen hat. Das, was in diesen drei Bänden methodisch durchgeführt ist, trägt seit längerer Zeit schon den Namen *«Nouvelle Histoire»*, sicher seit 1966, als *«Le Méditerranée et le monde méditerranéen»* in Paris schon in zweiter Auflage erschien². Es ist Braudels Hauptwerk, obgleich man sogleich erwähnen muss, er habe in seinem arbeitsreichen Leben nebst einer ebenfalls dreibändigen Sozialgeschichte des 15.—18. Jahrhunderts auch eine breit angelegte Untersuchung über die Dynamik des Kapitalismus und eine Reihe weiterer, auch autobiographischer Schriften hinterlassen. Aber das Mittelmeer ist die Wiege seiner Konzeption von Geschichtsschreibung. Als er 1940 in Kriegsgefangenschaft geriet, trug er in seinem Erinnerungsschatz alles mit sich, was er über Handel und Schiffahrt, Landwirtschaft, Korsaren und Kreuzritter in Erfahrung gebracht hatte. Die erste Niederschrift entstand im Gefangenengelager Lübeck, wo Braudel Schulheft für Schulheft vollschrieb und jedes einzeln seinem Freund Lucien Febvre schickte.

«Nouvelle Histoire» bedeutet, auf einen kurzen Nenner gebracht, dass Geschichte umfassender gesehen wird

als auf «Ereignisse» beschränkt. Sie hat für Braudel nichthumane, immobile, geologische und geographische Grundlagen, die sich im Lauf der Jahrhunderte kaum ändern. Sie hat Vorbedingungen wie Klima, Fruchtbarkeit des Bodens oder Nichtbebaubarkeit der Steine und Felsen. Leichtigkeit des Verkehrs oder seine Behinderung durch die topographischen Verhältnisse zählen ebenso dazu wie die Schwierigkeit oder durch besondere Verhältnisse gegebene Leichtigkeit der Überwindung von Distanzen, der Übermittlung von Nachrichten. Lange vor jener Geschichte, die sich mit Kriegen und der Gründung von Dynastien, mit Reichsgründungen und Machtverschiebungen befasst, gibt es die wirtschaftlichen Voraussetzungen dazu, die Möglichkeiten einer Entwicklung von Handel und Gewerbe, die Existenz wichtiger Umschlagplätze, das Bestehen von Beziehungen zwischen grossen Regionen aufgrund von gegenseitiger Ergänzung im Warenangebot und im Warenbedarf. Im Werk über das Mittelmeer in der Epoche Philipps II. von Spanien nehmen alle diese Themen zwei Drittel des Gesamtumfangs und weit über tausend Seiten ein. Der erste Band beschreibt den Raum, die vielfältige und kompliziert gegliederte, zerklüftete, von Gebirgen eingefasste und mit Inseln durchsetzte räumliche Struktur des Mittelmeers. Über diesen Raum ziehen seit Jahrtausenden die Jahreszeiten hinweg, über ihm herrscht ein Klima, von dem man zwar weiss, dass auch es sich ändert. Aber der gleichförmige Rhythmus von Frühling, Sommer, Herbst und Winter und die für den Menschen kaum erkennbaren Veränderungen des Klimas werden nicht als ein Geschehen erlebt, sondern als Dauer. Das Thema des ersten Bandes

von Braudels Werk über die mediterrane Welt ist — wie er selber sagt — «*die gleichsam unbewegte Geschichte*» des Mittelmeers. Dass zum Beispiel im Winter die Seefahrt so gut wie stillsteht, dass der Winter vorwiegend eine Zeit für Verhandlungen, auch eine Zeit für Gerüchte ist, eine Zeit für Frieden eher als für Krieg, während im Sommer der Rhythmus fiebrig wird und die Ereignisse sich überstürzen können, sind Bedingungskonstanten. Vollkommen unabhängig vom Auftreten der Könige, Diplomaten und Feldherren gibt es eine Sozialgeschichte und eine soziale Wirklichkeit. Welche ökonomischen Systeme weist der Raum auf und wie verändern sie sich? Der erste Gegner des Menschen, der hier lebt, ist der Raum selbst, sind die langen Zeiten, die man zur Überwindung der Distanzen braucht. Von Bedeutung ist auch die relative Dichte der Bevölkerung, ob ihre Zahl konstant bleibe oder sich vermehre und an welchen Stellen sie sich verdichte. Im 16. Jahrhundert sind im Mittelmeerhandel sudanesisches Gold und amerikanisches Silber als Edelmetalle und Münzen im Umlauf, der Pfefferhandel ist das Hauptgeschäft. Es gibt ferner, ebenfalls wichtig, den Getreidehandel, und es gibt — eine Konstante, mit der man zu rechnen hat — das Banditenwesen: die Piraten und die Korsaren. Die Kaperei ist ein altes und weitverbreitetes Gewerbe von verwegenen Kapitänen und ihrer Mannschaft, entweder aus purem Eigennutz und Lust am leichten Gewinn betrieben, oder aber teilweise oder vollumfänglich im Dienste von Stadtstaaten wie Venedig oder Genua, die Verbindung zu Korsaren halten, um ihre Handelsinteressen vor Konkurrenz zu schützen. Auch daraus ergeben sich Konstanten, die das Geschehen rund

um das Mittelmeer während langer Dauer mitbestimmen. So zum Beispiel müssen immer wieder Gefangene freigekauft werden, die bei einer Kaperung den Korsaren in die Hände fielen und denen das Schicksal der Sklaverei droht. Man sieht, auch die Geiselnahme hat ihre Geschichte.

Erst nachdem Braudel alle diese Bedingungen und Umstände beschrieben und detailliert dokumentiert hat, wendet er sich der «*traditionellen Geschichte*» zu, den Ereignissen, die vor dem entfalteten Panorama des mediterranen Raumes zusammenschrumpfen und in den einzelnen Aktionen wie die Nummern in einem Flohzirkus erscheinen. Die geschichtlichen Umwälzungen, die den Zeitgenossen gross und entscheidend vorkommen mögen, haben oft kaum eine Einwirkung auf den Raum, auf die geographischen und ökonomischen Gegebenheiten. Sie sind, gemessen an den Tiefenschichten der Historie, Veränderungen an der Oberfläche, oder — wie Braudel sagt —: «*Les évènements sont poussière.*» Er sagt es bestimmt nicht, um sie abzuwerten, sondern um ihnen den Platz zuzuweisen, der ihnen in seinem monumentalen Panorama zukommt.

II.

Er habe, schreibt Braudel im Vorwort zur ersten Auflage seines Werks, das Mittelmeer leidenschaftlich geliebt, vermutlich weil er aus dem Norden gekommen sei. Er ist 1902 in Lothringen geboren und war nach seinem Studienabschluss Geschichtslehrer in Algier. Er hat seinen Gegenstand also zuerst von der afrikanischen Seite her erforscht, indem er zahlreiche Reisen unternahm und sich dabei eine ständig wachsende Dokumentation zulegte. Im

Vorwort schon stossen wir auf den paradoxen und hier bereits erwähnten Begriff einer «*gleichsam unbewegten Geschichte*». Vielleicht versteht man, was damit genau gemeint ist, besser, wenn man Braudels «unwissenschaftlichen» Rat befolgt, den er seinem Werk mit auf den Weg gibt, der beste Leser sei vielleicht derjenige, der mit eigenen Erinnerungen und eigenen Bildern des Mittelmeers an seinen Text herangehe. Zweifellos trifft das auf den ersten der drei Bände zu, der Ausdehnung und Gliederung, Klima und Jahreszeiten, Gebirge und Hochebenen, Herdenwanderungen, Nomadentum, Küsten und ihre charakteristischen Formen darstellt. Jeder, der sich davon schon faszinieren liess, wird verstehen, warum sich für Braudel Geschichte und Klima in diesem Raum zu einer physischen Einheit verbinden. Eine Wanderung über die Steilküste im Norden Mallorcas, Sonne im Zenith, unendliche Weite des Meeres, die Bergziege am Pfad, der durch intensiv duftende Weiden führt, — all das vermittelt den Eindruck von Zeitlosigkeit. War es denn nicht immer schon so? Wird es nicht immer so sein? Hier haben die Wechselfälle der Geschichte, die Krisen und die Revolutionen, die Siege der einen und die Niederlagen der andern Mächte, wie sie durch die Jahrhunderte herauf überliefert sind, kaum eine erkennbare Spur hinterlassen. Hannibal und die Römer, Philipp II. und Napoleon, selbst die Weltkriege des zwanzigsten Jahrhunderts sind Ereignisse, also «*poussière*» vor der unbewegten Geschichte dieses mächtigen Raums, der Antike, Mittelalter und Neuzeit umschliesst.

Dazu aufgefordert, mit eigenen Erinnerungen an die Lektüre heranzugehen, denke ich daran, wie wir einmal Castelsardo anliefen, die frühmittel-

alterliche Stadtfestung gegenüber von Bonifacio an der Nordküste Sardiniens, altes Gemäuer hoch über dem Meer und zu der Zeit, als wir dort waren, von Touristen nicht besucht und wie ausgestorben. Auf der winzigen Piazza vor der uralten Kirche spielte ein Knabe mit einem jungen Falken, den er an einer Schnur um sich kreisen liess. Er schien ihn abzurichten, der Vogel und der junge Falkner schienen miteinander zu schwatzen. Es war eine Szene, als seien tausend Jahre oder mehr einfach stehen geblieben.

In der Erinnerung an Augenblicke dieser Art versteht man, warum Braudel vom Mittelmeer als von einer «*aussergewöhnlichen Persönlichkeit*» spricht, von ihrer Ruhe und Grösse, von der Zuflucht und dem Schutz, den die Berge an den zerklüfteten Küsten dieses Meeres gewähren, von jenem starken und geheimnisvollen Eigenleben, das dieser Raum vor aller Ereignisgeschichte und weitgehend unberührt von ihr führt. Der Historiker entwirft das Porträt eines Meeres.

III.

Mehr noch als die Verkehrswege zu Lande ist derjenige zur See vor Anbruch des technischen Zeitalters von Wind und Wetter abhängig. So gab es durch die Jahrhunderte hindurch Unsicherheiten, manchmal totale Einstellungen des Schiffsverkehrs, viele Ausfälle, grosse Verzögerungen. Zur Zeit der Römer ruhte die Seefahrt in den Wintermonaten vollständig. Als im 15. Jahrhundert grosse Frachtschiffe und kleine Segler die Handelszentren verbanden, gab es sehr grosse Zeitdifferenzen für die Zurücklegung der gleichen Distanz, unfreiwillige Abweichungen vom beabsichtigten Kurs und nicht selten eine Landung an Küsten, die

man keinesfalls hatte anlaufen wollen. Der Mistral war stärker. Dabei wagten sich die Seefahrer, obgleich sie im 16. Jahrhundert natürlich die Kompassnadel kannten, nur zögernd aufs Offene, sondern folgten der Küstenlinie und wählten zur Überfahrt nach Afrika die schmalste Stelle. Braudel weist mit Tabellen nach, wie lange eine Schiffsreise zum Beispiel von Venedig ins Heilige Land dauerte: auf der Hinfahrt zwischen 29 und 62 Tage, auf der Rückfahrt sogar zwischen 65 und 152 Tage. Und diese Angaben gelten sowohl zu Beginn wie am Ende des 16. Jahrhunderts, was besagt, dass ein «Fortschritt» im Kampf der Überwindung derartiger Behinderungen des Reise- und Handelsverkehrs nicht zu beobachten ist. Auch die grossen Differenzen im Zeitbedarf für eine Seereise bleiben sich während der ganzen Dauer des Jahrhunderts gleich. Handel und Politik hatten damit zu rechnen, Admirale und ihre Kapitäne desgleichen. Braudel erläutert seine exakt dokumentierten Angaben oft auch durch Kartenskizzen, zum Beispiel eine, die für die Adria sämtliche Schiffbrüche und sämtliche Kaperungen im Zeitraum zwischen 1592 und 1609 lokalisiert. Die Vorrangigkeit des Küstenwegs ist auch aus diesen beiden Darstellungen abzulesen, vornehmlich jedoch die relative Häufigkeit der Schiffsverluste. Um zu zeigen, wie sich derartige Behinderungen und Gefahren, wie sich die naturgegebenen Bedingungen auf Kriege, die im Mittelmeerraum geführt wurden oder diesen Raum als Anmarschweg benutzen mussten, im Detail auswirkten, legt Braudel auch eine schematische Darstellung der Truppenverlegung nach Flandern durch Herzog Alba vor, die von April bis August 1567 durchge-

führt wurde. Mit Angriffen von Korsaren hatte das Heer zwar nicht zu rechnen, solange es von Cartagena bis Genua den Seeweg benutzte. Aber allein für diese Strecke benötigten die Schiffe, bei günstigen Winden übrigens, an die zwei Monate. Das feindliche Frankreich musste umgangen werden. Die Überquerung der Alpen am Mont Cenis erforderte einen weiteren Monat.

Handels- und Reiseverkehr jedoch hatten zusätzlich unter den Angriffen der Banditen des Meeres zu leiden. Die Piraterie wird ja schon bei Homer erwähnt. Braudel stellt klar, dass man zwischen Piraterie und Korsarentum einen Unterschied machen muss. Kaperrei kann erlaubter Krieg sein, durch Kaperbriefe oder förmliche Kriegserklärung gewissermassen völkerrechtlich geregelt. Aber es versteht sich, dass diese Aktivitäten ein dichtes Netz von Hehlern und Komplizen nach sich zogen, das sich in den Häfen rund ums Mittelmeer ausbreitete. Es waren ja auch keineswegs nur die Algerier, die sich dem Gewerbe der Seeräuberei verschrieben. Auch Malta und Livorno sollen sich dabei hervorgetan haben. Zu den Unbildern der Witterung, zur Beschwerlichkeit und Ungewissheit langer Reisezeiten kam für die Kaufleute, Diplomaten und Reisenden aller Art immer noch das Risiko hinzu, in Gefangenschaft zu fallen, beraubt oder gar ermordet zu werden.

IV.

Erst im dritten Band seines Porträts des Mittelmeers in der Epoche Philipps II. hebt Braudel dazu an, die Geschichte der politischen Ereignisse, der Kriegsverwicklungen und der denkwürdigen Schlachten zu erzählen, die «Ereignisgeschichte» also, dieses «gigantische Bühnenstück», wie er es

auch nennt. Er beschreibt, wie kontinentale Machtverschiebungen und kriegerische Auseinandersetzungen sich auf das Kräfteverhältnis im Mittelmeer auswirken, erörtert den Krieg gegen die Türken, bei dem er sich fragt, ob er *«eine spanische Torheit»* gewesen sei, und seine breit angelegte Darstellung gipfelt in jenem aufsehenerregenden Militärereignis, das im 16. Jahrhundert das sensationelle Spektakel abgibt: die Seeschlacht von Lepanto. Braudel weist schon zu Beginn seiner Darstellung dieser berühmten Kriegshandlung und militärischen Grosstat darauf hin, Voltaire habe dazu mit Spott vermerkt, der unverhoffte Sieg Don Juan d'Austria bei Lepanto sei folgenlos geblieben. Für den Begründer der *«Nouvelle Histoire»* ist diese Schlacht als historische Erfahrung schon deshalb interessant, *«weil das Beispiel vielleicht schlagend beweist, welche Grenzen einer Geschichtsschreibung gezogen sind, die sich auf Ereignisse stützt»*. Denn so spektakulär der Sieg der Spanier auch den Zeitgenossen erschien, so überbordend die Christenheit ihn feierte, — er blieb tatsächlich ohne nachhaltige Wirkung. Schon der Umstand, dass die einsetzenden Herbststürme es verboten, dem versprengten Feind zu folgen, etwa gar bis zu den Dardanellen, wie Don Juan d'Austria eigentlich geplant hatte, auch die fehlenden Proviantvorräte, der Mangel an neuem Material für die Belagerung und schliesslich der klare Befehl Philipps II., die Galeeren in Italien überwintern zu lassen, führten dazu, dass das Schlachtenglück im Grunde nichts einbrachte.

Statt indessen näher auf die von Braudel umsichtig erzählte und kritisch diskutierte *«Ereignisgeschichte»* hier weiter einzutreten, möchte ich zum Schluss kurz auf Fragen zurückkom-

men, die er selbst im Vorwort zum dritten Band aufwirft. Es gebe zwei Ereignis-Ketten, sagt er, die er verfolgen wolle: die wirtschaftliche und die politische bis hin zu den kriegerischen Verwicklungen, die daraus folgen können. Die Problematik besteht darin, dass selbst die minuziöseste Dokumentation immer auf einer Auswahl und Wertung aufbaut. Welche Ereignisse sind wichtig, welche sind weniger wichtig und welche dürfen vernachlässigt werden? *«Wichtig»* kann, aus der Sicht des Historikers, am überzeugendsten besagen, dass ein Ereignis unabsehbare Folgen und Wirkungen hatte. Das aber wäre dann gerade bei der Schlacht von Lepanto nicht der Fall, und trotzdem ist sie im historischen Gedächtnis ein herausragendes Geschehen geblieben. Muss man also annehmen, es gehe bei der Wertung in der Geschichte etwa so wie im Journalismus, wo ja das Spektakuläre, Aussergewöhnliche und Auffallende, aber durchaus in der Regel nicht das Wesentliche, Entscheidende für die Schlagzeilen sorgt? Der Historiker wird sich gegen diese Unterstellung zur Wehr setzen und damit argumentieren, dass er ja in genauer Prüfung der Quellen und aus der erhabenen Perspektive dessen, der überblicken kann, wie alles gekommen ist, seine Darstellung aufbaut. Nur müsste er dann auch erklären, warum in der Ereignisgeschichte ein Geschehen wie eben die Schlacht von Lepanto weit grössere Leuchtkraft hat als relevantere aber vermutlich nicht so spektakuläre Ereignisse. Und Braudel jedenfalls bekäme insofern recht, als sein Konzept und seine Methode den Blick auf die *«unbewegte Geschichte»*, auf den Raum und seine Bedingungen lenken, auf Gegebenheiten, die das Schicksal der Menschen womöglich nachhaltiger bestimmen als

die «*Staubkörner*», als die er die historischen Ereignisse sieht.

Anton Krättli

P.S. Der Beitrag wurde lange vor den beiden Ölkatstrophen vor Livorno und vor Genua geschrieben. Ob das «*Porträt eines Meeres*», das Braudel geschaffen hat, den «*Ereignissen*» standhält, die durch die Fluten von Öl und Schmutz

den mediterranen Lebensraum bedrohen, muss man sich ernstlich fragen.

¹ Fernand Braudel, *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.* Übersetzt von Grete Osterwald und Günter Seib. 3 Bände. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1990. — ² Vgl. auch Kurt Meyer-Herzog, Fernand Braudel, der Patron der «*nouvelle histoire*». In: «*Schweizer Monatshefte*», November 1986.

Vom Zweiten Weltkrieg zum Kalten Krieg

*Raymond Aron als politischer Kommentator*¹

Nachdem viele von Arons Monographien während der achtziger Jahre in Neuauflagen, oder — so die geschichtsphilosophischen Schriften aus den dreissiger Jahren — in kommentierten Neuausgaben erschienen sind, wird nun seit dem Jahre 1990 jener Teil seines Œuvres zugänglich, von dem Aron selbst wohl am wenigsten vermutet hat, dass er so bald das Interesse der Nachwelt finden würde: die journalistischen Arbeiten. Dabei sollte freilich das Adjektiv «journalistisch» nicht zu weit verstanden werden: Aron hat nicht von Tag zu Tag auf Pressekonferenzen, in den Ministerien und Parlamenten Informationen zum politischen Geschehen gesammelt, wenngleich er seine Beziehungen zu den einflussreichen Personen in Politik, Wirtschaft und Presse sicher auch immer wieder dazu genutzt haben mag, sich Hintergrundinformationen zu beschaffen, wenn diese ihm nicht ohnehin unaufgefordert zugänglich gemacht wurden. Es

scheint, als sei er nur ein einziges Mal als «Reporter» unterwegs gewesen, und zwar im September 1951, als er für den «*Figaro*» aus San Francisco von den Verhandlungen über den Friedensvertrag mit Japan berichtete. Andererseits trifft die Bezeichnung «Leitartikler» — Aron selbst bezeichnete sich lieber als «Kolumnist» — auf Aron erst von 1946 an zu, als er begann, für die zeitweilig von Camus geleitete Tageszeitung «*Combat*» Themen der französischen Innenpolitik zu kommentieren. Damit konnte er allerdings auf Erfahrungen und Kenntnisse zurückgreifen, die er seit Dezember 1940 mit seinen monatlich für «*France libre*» anonym unter dem Titel «*Chronique de France*» verfassten Analysen der Geschehnisse im besetzten Frankreich gewonnen hatte. Der Übergang vom primär soziologisch bzw. philosophisch orientierten Essay für die Monatsschrift «*France libre*», zum vergleichsweise kurzen, zwei- bis dreimal wöchentlich erscheinenden

Leitartikel in der Tageszeitung *«Combat»* (und ab Juni 1947 dann für den *«Figaro»*) war somit durchaus fliessend.

Vielleicht wäre Aron ohne die Erfahrung von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg wirklich das geworden, was er seit seiner *classe de philosophie* angestrebt hatte, nämlich Professor für Philosophie, der allenfalls gelegentlich für die Tages- und Wochenpresse schreibt. Aber ich glaube, die *«Versuchung durch die Politik»* — so die Überschrift eines Kapitels von Arons Memoiren —, von der Aron gesagt hat, dass er ihr erst 1945/46 nachgegeben habe, hat schon in den dreissiger Jahren gewirkt. Das bezeugen die Artikel, die er während seines Deutschlandaufenthaltes von 1930 bis 1933 an Zeitschriften wie die *«Libres Propos»* und *«Europe»* geschickt hat, der Aufsatz über die in Arons Augen verfehlte Wirtschaftspolitik der Volksfrontregierung unter Léon Blum aus dem Jahre 1937 (in der *«Revue de Métaphysique et de Morale»*), und nicht zuletzt Arons Habilitationsschrift aus dem Jahre 1938, die, vor allem auf Husserl und Weber gestützt, eine im Horizont einer prinzipiell offenen Geschichte konzipierte und damit die menschliche Freiheit verbürgende Philosophie des politischen Handelns bzw. Engagements sein sollte, mit der Aron den von Autoren wie Benda und Alain aufgeworfenen und von Arons Lehrer Léon Brunschvicq nur unbefriedigend gelösten Widerspruch von philosophischer Erkenntnis und politischem Handeln aufheben wollte. Diese Philosophie des politischen Engagements musste Aron früher oder später dazu bringen, zumindest publizistisch auf den Gang der öffentlichen Dinge Einfluss zu nehmen. (Dass er zum Politiker nicht gemacht war, hat er mehrfach geäus-

sert.) Hitler einerseits und die Dekadenz der Dritten Republik andererseits haben diese Tendenz bei Aron nur verstärkt, aber wohl nicht erst begründet. Das Resultat dieser Philosophie der Politik ist, neben einer grossen Zahl von wissenschaftlichen Monographien und Artikeln, ein enormes publizistisches Werk, von dem nun ein Teil nach Jahrzehnten wieder, und was mit Hinblick auf die Leitartikel noch wichtiger ist: im Zusammenhang, für ein grösseres Publikum zugänglich ist.

Den Anfang machte im April 1990 der Band mit dem Titel, *«Chroniques de guerre»* (Paris, Gallimard; hier in der Folge abgekürzt als CG), der die drei Sammlungen von insgesamt sechzig Artikeln aus *«France libre»*, die Aron 1944/45 unter den Titeln *«L'homme contre les tyrans»*, *«De l'Armistice à l'insurrection nationale»* und *«L'Age des empires et l'avenir de la France»* herausgebracht hatte, in einer Ausgabe vereinigt. Im Dezember 1990 folgte der erste Band mit den Leitartikeln aus dem *«Figaro»* (Paris, Editions de Fallois). Es ist zu hoffen, dass diejenigen Artikel aus *«France libre»*, die Aron Mitte der vierziger Jahre nicht in eine der Sammlungen aufgenommen hatte — es handelt sich unter anderem um philosophische Essays über Bergson, Brunschvicg, Bernanos, Maritain — ebenso in einem der späteren Bände der weiter unten angesprochenen Werkausgabe Platz finden werden, wie die vier Artikel für Sartres *«Temps modernes»* aus den Jahren 1945/46. Die *«Chroniques de guerre»* sind von Christian Bachelier hervorragend annotiert worden. Auch Nicht-Spezialisten der Geschichte Frankreichs während des Zweiten Weltkrieges werden diese Artikel mit Gewinn lesen. Gewünscht hätte ich mir jedoch ein

Verzeichnis der nicht in diese Sammlung übernommenen Artikel Arons aus *«France libre»*. Für einen vollständigen Überblick bleibt man einstweilen auf die 1989 erschienene Bibliographie der Schriften Arons verwiesen (Paris, Julliard).

«*L'homme contre les tyrans*» ironisiert und radikalisiert den Titel einer Sammlung von *«Propos»* Emile Chartiers, besser bekannt unter seinem Pseudonym Alain: *Le Citoyen contre les Pouvoirs*, ein Buch, das 1926 zum ersten Mal erschienen war. Aron hatte während seiner Zeit an der Ecole Normale Supérieure (1924–28) mit Schülern Alains Bekanntschaft gemacht, die ihn dann in den Freundeszirkel dieses Philosophen einführten. Aron berichtet in seinen Memoiren (vgl. aber bereits CG, p. 497), dass er Alain gelegentlich am Lycée Henri IV abholte, um dann auf dem Weg zu Alains Domizil in der rue de Rennes sich mit ihm zu unterhalten. Während eines dieser Gespräche, im Jahre 1931 oder 1932, teilte Aron Alain mit, dass er sich intensiver mit Politik befassen wolle, woraufhin Alain ihn davor warnte, seine Verachtung für die Politiker und die Politik allzu ernst zu nehmen. Es gebe eben unter den Politikern der Dritten Republik einige, die er nicht möge und er habe seine Zeit damit zugebracht, es sie wissen zu lassen. Nichtsdestoweniger hat Aron im Januar und im September 1941 in zwei Artikeln die Philosophie des Pazifismus und Alains Lehre vom *Citoyen contre les Pouvoirs* scharf kritisiert und sie für den Niedergang der Dritten Republik während der dreissiger Jahre und schliesslich die Niederlage Frankreichs im Krieg gegen das nationalsozialistischen Deutschland miterantwortlich gemacht (CG, p. 481–504). Die beiden Artikel befinden sich in

einem Abschnitt, der den Titel trägt: *«Faiblesses des démocraties»*, und es waren die Bedrohungen und Schwächen der demokratischen Ordnungen, denen Aron Zeit seines Lebens grösste Aufmerksamkeit gewidmet hat und die vielleicht die Leitmotive seines Schaffens gewesen sind. Arons Auseinandersetzung mit Pazifismus und Selbstkritik der demokratischen Ordnungen während des Zweiten Weltkrieges verdient das Epitheton «klassisch», denn hier werden die allgemeinen Bedingungen diskutiert, die den Demokratien in Industriegesellschaften angesichts äusserer Bedrohungen das Überleben ermöglichen. Diese Diskussion bleibt solange aktuell, wie es Staaten gibt, die sich von verantwortungslosen Führern im Namen vermeintlich allgemeingültiger Ideen oder historisch begründeter Ansprüche zu Eroberungskriegen benutzen lassen. Es scheint zwar, als sei in Europa der Kalte Krieg zu Ende und damit auch das Zeitalter der Kriege zwischen den alten Nationalstaaten dieses Kontinents. Aber dies bedeutet nicht das Ende der Geschichte, zumal der *«grossen Geschichte»*, jener, die *«mit Blut geschrieben wird»*, wie Aron in den Schlussbetrachtungen seines Buches über Clausewitz einmal formuliert hat. Der Ausgang der Konflikte zwischen den Nationen und Nationalitäten des sowjetischen Imperiums, aber auch in Südosteuropa, vom Nahen und Mittleren Osten ganz zu schweigen, bleibt offen. Angesichts dieser Ungewissheiten lenkt die Lektüre dieser vor nunmehr fünfzig Jahren unter dem Eindruck eines nationalsozialistisch beherrschten Europa verfassten Artikel den Blick auf das Wesentliche, die notwendigen Prinzipien, ohne welche diese fragilen demokratischen Regime

nicht Bestand haben können. Dazu gehört vor allem, dass die Mehrheit der Bürger, mehr noch aber die Intellektuellen und die politische Klasse über ausreichende historische und politische Urteilskraft verfügen. Diese Urteilskraft hielt Aron beispielsweise bei Alain für unterentwickelt. So glaubte Alain, dass es auch in Demokratien einen unaufhebbaren Gegensatz zwischen Bürgern und Staatsgewalt gebe, denn alle Staatsgewalt, gleichgültig in welchem Regime, habe die Tendenz zur Tyrannei und alle Politiker würden durch die Macht korrumptiert. Die Bürger hätten deshalb die Pflicht, aller Staatsgewalt prinzipiell zu widerstehen. Lasse ihre Wachsamkeit nach, drohe unweigerlich die Sklaverei und der Krieg. Gerade der Krieg war für Alain das grösste denkbare Übel. Den Gedanken eines gerechten Krieges lehnte er entschieden ab, weil Gewaltmittel, auch im Dienste der Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit auslöschen. Er hielt es bereits für ein Verbrechen, mit der Möglichkeit des Krieges nur zu rechnen, weil damit schon der Weg in die Katastrophe beschritten werde. Allein Verhandlungen seien ein legitimes Mittel der Politik. Aron hielt dem 1941 entgegen, dass ein Krieg für die Unabhängigkeit der kleinen Nationen, die Gleichheit der Rassen und Völker, schliesslich die Prinzipien einer humanen Ordnung *«juste par excellence»* sei (CG, p. 485). Der Fehler Alains und anderer Pazifisten sei gewesen, die Erfahrung der Vergeblichkeit des Ersten Weltkriegs und der Fragwürdigkeit des Sieges — trotz all der immensen Opfer bei allen Beteiligten —, zum Massstab ihrer Urteile über den Krieg überhaupt gemacht zu haben. Das Drama der dreissiger Jahre war für Aron, dass im wesentlichen zwei Typen

von Menschen aufeinander getroffen waren, nämlich die Gewalttäigen und die Moralisten. Letztere waren zwar ehrbare Leute, aber unfähig, die wahre Natur der ersteren zu begreifen. Das Unglück jedoch wollte es, dass die gewalttäigen Verbrecher ihrerseits die ehrbaren Leute nur zu gut verstanden, diese aber wegen ihrer Friedensliebe nur verachteten und für ihre imperialistischen Zwecke auszunutzen suchten (CG, p. 490).

Aber auch auf andere Artikel dieses Bandes sei zumindest noch hingewiesen. So etwa auf die drei Artikel, die sich mit der Kollaboration von Intellektuellen wie Jacques Chardonne, Drieu La Rochelle, Alfred Fabre-Luce und Henry de Montherlant befassen. Diese Autoren begründeten ihre Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten mit dem angeblich notwendig kommenden neuen Europa, das von den Nationalsozialisten angekündigt wurde. Aron wies ihnen nach, dass es sich bei dieser Europa-Idee lediglich um eine Maskierung totalitärer Herrschaft handeln konnte. Zumindest was Alfred Fabre-Luce betrifft, hat Aron sein Urteil nach dem Kriegs revidiert, wie man Arons Memoiren entnehmen kann. Im Londoner Exil seien ihm nicht alle Schriften von Fabre-Luce bekannt gewesen. (Memoiren, p. 205)

Nach dem Ende des Weltkrieges gehörte allerdings die Verführbarkeit der Intellektuellen nicht der Vergangenheit an. So ergriffen Sartre und andere Ende der vierziger Jahre und später für die sozialistischen Regime Partei, eine Haltung, die 1947 zum Bruch zwischen Sartre und Aron geführt hatte und die Aron 1955 in seinem *«Opium des intellectuels»* einer endgültigen Kritik unterzog. Die Verführbarkeit und auch der Verrat der

Intellektuellen ist ein Problem, das bis in die jüngste Gegenwart aktuell geblieben ist, wenn man an die DDR-Schriftsteller denkt, die sich in den Dienst der SED gestellt haben, weil sie sicher waren, damit zu den «*Siegern der Geschichte*» zu gehören. Eine Kritik der marxistischen und nationalistischen Ideologien dieses Jahrhunderts findet sich in dem Aufsatz vom Juli 1944 mit dem Titel «*L'Avenir des religions séculières*» (CG, p. 925–948), der manche der im «*Opium des intellectuels*» entwickelten Gedanken vorwegnimmt und der bereits einen Niedergang der ideo-logischen Dogmen vorhersagt, wenn-gleich Aron durchaus sah, dass in Frankreich die Idee des Kommunismus bei Parteimitgliedern und Kadern noch unumschränkte Macht über das Bewusstsein ausübt.

Aber in diesen Aufsätzen vom Beginn der vierziger Jahre wird nicht nur der Theoretiker der liberalen Regime und der Kritiker der totalitären Ideologien sichtbar, sondern auch der Analytiker der internationalen Politik. In mehreren Artikeln zwischen Januar 1944 und Juni 1945 macht sich Aron Gedanken über die weltpolitische Lage. Im Januar 1944 (*Pour l'Alliance de l'Occident*; CG, p. 949–961) tritt er für eine Allianz der westlichen Staaten ein, mit der künftige Expansionspläne, sei es eines wiedererstarkten Deutschland, mehr noch aber des neuen kontinenta- len Imperiums, der Sowjetunion, ver-hindern werden sollte. Im Mai 1945 (*L'Age des empires*; CG, p. 975–985) stellt andererseits Aron fest, dass es letztlich unmöglich sei, die Zukunft vorherzusehen. Werden weitere Kriege folgen, die das Ende der Zivilisation besiegen, oder wird es der Diplomatie gelingen, ein dauerhaftes Gleichge-wicht der rivalisierenden Kräfte zu

installieren? Arons Nachdenken über den Krieg war in der Folge davon geprägt, einen Beitrag dazu zu leisten, dass die Diplomatie die Oberhand behielt. Im Mai 1945 jedenfalls riet Aron dazu, den Gefahren des Tages ins Auge zu sehen. Es komme nicht so sehr darauf an, über die Zukunft zu meditieren, als vielmehr die Gegenwart zu beobachten. Mehr denn je gelte die Regel: «*Connaitre la réalité pour la maîtriser*» (CG, p. 976).

Hier wird das Motiv Arons greifbar, nach dem Krieg nicht an die Universität zurückzukehren, sondern der «*Versuchung der Politik*» nachzugeben und als Leitartikler öffentliche Meinung und politisches Handeln im Sinne seiner am Primat des Politischen orientierten Philosophie zu beeinflussen.

Seine ersten journalistischen Geh-versuche machte Aron zwischen Mai und Oktober 1945 bei einer illustrierten Wochenschrift namens «*Point de vue*», wo er ein halbes Dutzend Artikel vornehmlich über Frankreichs Politik gegenüber Deutschland veröffentlichte. Gleichzeitig schrieb er übrigens einige längere Artikel für Sartres «*Temps modernes*». Die Mitarbeit bei «*Point de vue*» war für Aron jedoch derart un-befriedigend, dass er André Malraux' Angebot sofort annahm, die Leitung seines Büros im Informationsministe-rium zu übernehmen. Doch diese Tätigkeit endete im Januar 1946 mit de Gaulles Rücktritt. Einen Monat spä-ter trat Aron durch Malraux' Vermittlung in die Redaktion des von Pascal Pia und Albert Camus geleiteten ehemaligen Résistance-Blatts «*Combat*» ein, wo er bis zum Mai 1947 blieb, als das Blatt in ernste finanzielle Schwie-rigkeiten geriet und den Besitzer wech-selte.

Aron berichtet in seinen Memoiren,

warum er sich nach seinem Ausscheiden bei *«Combat»* für den *«Figaro»* und gegen *«Le Monde»* entschied, dessen Herausgeber Hubert Beuve-Méry sich ebenfalls intensiv darum bemüht hatte, Aron für sich zu gewinnen. Der *«Figaro»* Pierre Brissons stand laut Aron für Anti-Kommunismus, die Verteidigung der parlamentarischen Demokratie, die deutsch-französische Aussöhnung und die europäische Einheit, womit übrigens auch die Hauptthemen der Leitartikel aus dieser Epoche angesprochen sind. *«Le Monde»* hingegen war gegen die atlantische Allianz, auf jeden Fall anti-amerikanischer als anti-sowjetisch, gegen die deutsche Wiederbewaffnung, und sie unterstützte die europäische Einigung allenfalls halbherzig. So begann im Juni 1947 Arons Zusammenarbeit mit dem *«Figaro»*, die dreissig Jahre dauern sollte. Erst 1977 schied Aron, nach einem Zerwürfnis mit Robert Hersant, seit 1975 Eigentümer des *«Figaro»*, aus der Redaktion aus, um dann bis zu seinem Tode im Jahre 1983 für den *«Express»* zu schreiben.

Die Artikel zur internationalen Politik aus den ersten acht Jahren Arons beim *«Figaro»* liegen nun — von Georges-Henri Soutou informativ eingeleitet und annotiert — in einem Band versammelt vor. Ihm sollen zwei weitere Bände folgen, die jeweils die Jahre 1955—1965 und 1965—1977 umfassen werden. Die Wiederveröffentlichung des gesamten journalistischen Werks von Aron, also auch die Artikel zur französischen Innenpolitik im *«Figaro»*, die Artikel für den *«Express»*, für *«Combat»* u.a. ist auf zehn Bände terminiert. Ob sie alle werden erscheinen können, hängt nicht zuletzt davon ab, ob gemeinnützige Stiftungen — bislang waren eine deutsche und eine amerika-

nische beteiligt — und öffentliche Institutionen vor allem des Bildungssektors dieses Projekt weiterhin so grosszügig fördern werden, wie sie es für diesen Band getan haben.

Georges-Henri Soutou hat die ungefähr 485 Leitartikel dieses ersten Bandes, also die Epoche zwischen 1947 und 1955, drei Abschnitten zugeordnet: die Ursprünge des Kalten Krieges (Juni 1947 bis Juni 1950); begrenzter oder totaler Krieg? (Juni 1950 bis März 1953); Probleme der Entspannung (März 1953 bis Mai 1955).

Der erste Abschnitt reicht also von den Debatten um den Marshall-Plan bis zum Ausbruch des Korea-Krieges, der zweite bis zum Tode Stalins, der dritte schliesslich bis zur Wiederbewaffnung der Bundesrepublik Deutschland und ihrem Eintritt in die NATO. Es ist hier natürlich unmöglich, auf alle Leitartikel im einzelnen einzugehen. Aber einige allgemeine Bemerkungen sollen gemacht und einige Schlaglichter gesetzt werden.

Bereits der erste in diesem Bande abgedruckte Artikel von Ende Juni 1947 macht deutlich, dass die Trennung von Innen- und Aussenpolitik nur sehr unvollkommen durchzuhalten ist. Zumindest in Frankreich reichte die Aussenpolitik weit in die Innenpolitik hinein aufgrund der starken kommunistischen Partei, die ihre Politik von Weisungen aus Moskau abhängig machte. Insofern enthält dieser Band nicht nur Artikel zur internationalen Politik. Unter dem Titel *«Peut-on gouverner sans les communistes?»* beantwortet Aron die Frage, warum die Kommunisten unter Maurice Thorez gerade zu diesem Zeitpunkt unter Streikdrohungen einen Wiedereintritt in die Regierung fordern: es gehe darum, Einfluss zu nehmen auf die Verhandlungen über

den Marshall-Plan, die seit dem 26. Juni in Paris stattfanden. Nach dem Abbruch der Verhandlungen von seiten Molotovs am 2. Juli titelte Aron: «*La fin des illusions*». Aber es waren freilich nicht die Illusionen Arons, die hier zerstoben, sondern die der französischen Politik, die gehofft hatte, einen von der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten gleichermaßen unabhängigen Kurs steuern zu können. Wie man oben bereits gesehen hat (CG, *Pour L'Alliance de l'Occident*), war für Aron schon seit dem Anfang der vierziger Jahre klar, dass Frankreich und Europa nach der Niederringung Hitlers nur durch eine feste Verankerung im Westen eine Chance für Stabilität und Prosperität haben würden. Jetzt, nach dem Scheitern der Verhandlungen von Paris, musste mehr denn je eine Beteiligung der Kommunisten an der Regierung verhindert und eine Teilnahme Frankreichs am amerikanischen Wiederaufbauprogramm für Europa gesichert werden. Für ihn war zu diesem Zeitpunkt das «*grosse Schisma*» («*Le grand Schisme*», so der Titel seines 1948 erschienenen Buches über die Teilung der Welt in sozialistische Ideokratien und pluralistische Demokratien) vollendet. Allerdings täuschte er sich im Juli 1947 noch über die Dauer dieses Schismas: die Europäer seien zu der Erkenntnis gezwungen, dass der eiserne Vorhang «*pour quelques mois ou quelques années*» die Welt in zwei Lager teilen werde. Diese Teilung sollte in der Tat einige Jahrzehnte dauern.

Aber noch ein anderer Gedanke Arons taucht in «*La fin des illusions*» auf, ein Gedanke, den er schon in den dreissiger Jahren angesichts des Nationalsozialismus formuliert hatte, und der nun den Geist dieser Leitartikel in der Periode des Kalten Krieges prägen

sollte: «*La vérité est que, à notre époque, pour l'individu comme pour la nation, le choix qui commande tout est un choix global, pour ainsi dire géographique. On se situe dans l'univers des pays libres ou dans l'univers soumis à la rude loi soviétique. Chacun, désormais, en France, devra publier son choix*» (GF, p. 35 f.) Aron hatte durch historische Erfahrung und philosophische Reflexion gelernt, dass es Epochen und Situationen gibt, in denen Neutralität oder auch die Suche nach einem vermeintlichen dritten Weg die schlechteste aller Lösungen ist. Das Zeitalter Arons, die sechzig Jahre zwischen 1930 und 1989, von denen er die letzten sechs Jahre nicht mehr erlebt hat, war eine solche Epoche. Es mag sein, dass mit dem vorläufigen Ende des Ost-West-Gegensatzes auch das Wissen darüber verschwindet, dass es solche Epochen geben kann. Die hier vorgestellten Schriften mögen, wie übrigens das gesamte Werk Arons, für künftige Generationen eine Erinnerung daran sein. Vielleicht können sie sogar als Lehrbücher im Fach politische Urteilskraft dienen. Zeitgeschichtler, aber auch künftige Historiker, die die Geschichte des Zwanzigsten Jahrhunderts schreiben werden, haben darüber hinaus mit den von Tag zu Tag verfassten Analysen Arons einen Massstab an der Hand, mit dem sich ermessen lässt, welche Alternativen ein rationaler Akteur in den jeweiligen historischen Situationen zu bedenken hatte, aber auch, wo die Grenzen menschlicher Kontrolle über den Gang der Ereignisse sind, d.h., wo unweigerlich die Offenheit der Geschichte beginnt, die im übrigen für Aron kein Mysterium war, sondern, und dies hat er oft betont, das Resultat menschlichen Denkens und Handelns, die nur allzu oft nicht

von der Vernunft, sondern von den Leidenschaften bestimmt waren.

Joachim Stark

¹ Raymond Aron, *Chroniques de guerre. La France libre 1940—1945*, Préface de

Jean-Marie Soutou. Edition revue et annotée par Christian Bachelier; Paris (Gallimard) 1990. Raymond Aron, *Les articles de politique internationale dans «le Figaro» de 1947 à 1977. Tome premier: La Guerre froide (juin 1947 à mai 1955)*. Présentation et notes de Georges-Henri Soutou; Paris (Editions de Fallois) 1990.

Hinweise

Erotica aus Goethes Sammlungen

Goethes Gemmensammlung war des Dichters gar nicht so geheimer Stolz. Aber die Goethe-Rezeption nach dem Tod des Weimarer Olympiers hat da Vorhänge davorgezogen. Auch zu Goethes Lebzeiten war seine Liberalität gegenüber freimütig gestalteter Sinnenfreude im Gedicht und im Bild nicht etwa unangefochten. Mit Bezug auf die *«Römischen Elegien»* hat Herder gesagt (so wenigstens wird von Klatschmäulern berichtet), man müsse die *«Horen»* (worin die Elegien erschienen) inskünftig mit *u* drucken. Die *Erotica und Priapea aus den Sammlungen Goethes* sind zu Lebzeiten des Dichters schon gar nicht der Öffentlichkeit zugänglich gewesen. Der Hausherr hat sie vertrauten Freunden gezeigt. Im *Insel Verlag, Frankfurt am Main*, ist nun eine einmalige, nummerierte Auflage von 950 Exemplaren eines Werks über die sorgsam gehüteten Schätze erschienen, das *Gerhard Femmel* und *Christoph Michel* herausgegeben und reich kommentiert haben. Femmel ist Kunsthistoriker und Leiter der Arbeitsgruppe Kunstsammlungen der Gedenkstätten

in Weimar, Michel Altphilologe und Germanist an der Universität Bayreuth. Der Band enthält neben den aufschlussreichen einleitenden Studien über die Erwerbsumstände, die Gattungen der Kunstobjekte und die *«Gegenstandslehre»* ein bis auf wenige Motivwiederholungen umfassendes Bildmaterial, das durch einen umfangreichen Katalog erschlossen wird. Gerhard Femmel hat schon 1977 im Kunstverlag VEB E.A. Seemann in Leipzig einen schönen Band über die Gemmen aus Goethes Sammlungen herausgegeben.

Schweizer Autoren in französischer Sprache

Seit einigen Jahren wendet sich das Interesse des französischen Leserpublikums vermehrt auch Büchern aus dem deutschen Sprachraum zu. Dabei fällt die Präsenz zeitgenössischer Schweizer Autoren auf. So sind soeben folgende Werke in Übersetzungen erschienen:

— *Friedrich Dürrenmatt: Val Pagaille (Durcheinandertal)*, übersetzt von

Etienne Barilier. Editions de Fallois/L'Age d'Homme.

- *Max Frisch: Stiller (Stiller)*, neu übersetzt von Eliane Kaufholz-Messmer. (Grasset und Fasquelle.)
- *Jürg Federspiel: Géographie du plaisir (Geographie der Lust)*, übersetzt von Catherine Métais Bührendt (schön ausgestaltet mit einer Photographie von Andreas Feininger). (Juillard.)
- *Otto F. Walter: L'étonnement du somnambule (Das Staunen der Schlafwandler am Ende der Nacht)*, übersetzt von Adelheid Gascuel, Vorwort von Peter André Bloch. (Intertextes éditeur, Reihe «Lettres du monde».)

Weitere Übersetzungen sind angekündigt, so *Otto F. Walters Zeit des Fasans* (bei Actes Sud) und *Gertrud Leuteneggers Vorabend* (bei Intertextes éditeur).

«Krock & Co.» als Krimi-Comic

Hannes Binder, der als Graphiker und Illustrator in Zürich lebt, hat schon Friedrich Glausers Roman «*Der Chinesen*» in über 300 Bildchen im Stil der Comic-Geschichten nacherzählt. Nun legt er den Roman vom Mord im Appenzellischen, Glausers letzten Kriminalroman, in gleicher Umsetzung vor. Stellt man grundsätzliche Erwägungen, die allenfalls gegen ein derartiges Verfahren mit einem Werk der Literatur sprechen, für einmal zurück, muss man dem Zeichner zubilligen, dass er Glausers Werk auf eine verblüffend geschickte Weise für die Gattung gewonnen hat, in der er ein wahrer Meister genannt werden darf. Es gibt Literaturverfilmungen, und nun gibt es all-

mählich auch eine Tradition der Vermittlung von Literatur durch Comics. Der Wachtmeister Studer erscheint, mit Hut und Brissago selbstverständlich, alle die Personen, die im Hirschen von Schwarzenstein in die Mordsache Stieger und dann noch in den Tod von Krock verwickelt scheinen. Gezeichnet ist's gut: der Text, ohne den Binder nicht auskommt und der nicht nur in Sprechblasen, hier Rechtecke, gepfercht ist, sondern am Schluss, wenn es um die Aufklärung des Verbrechens geht, wegen der Kompliziertheit der Rechsteinerschen Machenschaften eine ganze Leserseite einnimmt, ruft dann doch nach dem Original. Glauser, das sei denen gesagt, die nur den Comic kennen, müsste man eben doch lesen (Arche Verlag, Zürich 1990).

Die schönsten Fabeln von La Fontaine

Das hübsche Buch, zu dem *Rolf Köhler* farbige Illustrationen geschaffen hat, vereinigt sehr bekannte Fabeln des Dichters mit einer viel grösseren Anzahl weniger bekannter. Nicht nur Tiere kommen darin vor, auch Menschen, zum Beispiel in der Geschichte vom Mann in den Wechseljahren und seinen beiden Freundinnen. Die neue Übersetzung besorgte *Thomas Keck*, und fast ist man versucht, seinen Namen zugleich auch als Charakterisierung seiner Texte zu verstehen. *Jürgen von Stackelberg*, der ein Nachwort beigesteuert hat, empfiehlt Kecks Übersetzung mit der Begründung, wer Spass an La Fontaine haben möchte und ihn nicht zum Original lesen könne, werde hier besser auf seine Rechnung kommen als bei jenen Übertragungen, die möglichst wortgetreu sein möchten.

Und wer La Fontaine im Original lesen könne, werde auch Spass an Kecks Versen haben. Zu diesem Spass tragen die Zeichnungen Köhlers nicht wenig bei (*Insel Verlag, Frankfurt am Main 1990*).

Kurt Hutterli: *Gaunerblut*

Über den Dieb und Ausbrecher Bernhard Matter von Muhen, der nach zahlreichen Ausbrüchen aus mangelhaft gesicherten Gefängnissen endlich zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde, gibt es einschlägige Literatur, die Kurt Hutterli für seine zweite Beschäftigung mit dem Thema benutzt hat. Im Theaterstück «Das Matterköpfen» schon ging es ihm um den Sozialrebellen in seiner historischen Umwelt. Nicht anders nun in «*Gaunerblut*», einem Text, in welchem er den Ein- und Ausbrecherkönig sein Leben posthum selbst erzählen lässt und diesen Bericht durch Materialien aus der Sozialgeschichte, vor allem auch der Geschichte der Auswanderungswellen im 19. Jahrhundert, ergänzt. Die Form ist problematisch. Die Informationen, die Hutterli zusammenstellt geben im ganzen ein Bild der Zeit aus der Sicht eines ihrer Opfer.

Axel Eggebrecht: *Katzen*

Der Gattung nach sind es Miniaturen in Prosa, die alle das gleiche Thema variieren. Axel Eggebrecht veröffentlichte sie erstmals 1927, und der *Arche Verlag, Zürich*, brachte das liebenswürdige kleine Werk für Katzenliebhaber ein erstes Mal 1967 heraus. Jetzt ist es,

mit Illustrationen von *Théophile-Alexandre Steinlen*, abermals neu herausgegeben worden. Was Steinlen betrifft, so kennt man den 1859 geborenen Künstler vor allem als Katzenmaler. Es gibt von ihm ein Katzenbuch. Axel Eggebrecht, geboren 1899, lebt in Hamburg. Seine Katzenminiaturen sind hintergründig, enthalten immer wieder Betrachtungen über den Menschen und sein Wirken auf dieser Erde. Die Katzen, herrliche Gegenbilder einer Welt, die mehr und mehr von der Natur abfällt, entlarven den Menschen. Ein geistreiches, ein köstliches kleines Buch, ein Geschenk nicht nur für Katzenliebhaber.

François Villons sämtliche Werke

Französisch (im Original) und deutsch gibt *Carl Fischer im Verlag Carl Hanser, München*, François Villons Gesamtwerk heraus: Die Legate, das Testament, die vermischten Gedichte und — erstmals vollständig auch ins Deutsche übersetzt — die Jargon-Balladen. Der Herausgeber stellt im Anhang zusammen, was über das Leben des Scholaren bekannt ist, erläutert knapp Villons Werk und gibt Rechenschaft über seine Übersetzung. Höchst verdienstvoll ist auch das alphabetisch angeordnete Verzeichnis der Eigennamen und Begriffe. Zusammen mit der Auswahlbibliographie ist dem Leser damit das gesamte Schaffen des berühmten «Poète maudit» aus dem 15. Jahrhundert, der vermutlich im Alter von 32 Jahren gestorben ist, in einer mustergültig gestalteten Ausgabe zugänglich gemacht.